



MARTINA STEINKÜHLER

Die
Wäldchen
Bibel

Mit Illustrationen von
Angela Gstalter





Inhaltsverzeichnis

- 6 Prolog
- 8 Geschichten aus der Zeit der Erzeltern:
1. Abraham und Sara (Genesis 12-25)
Eine von Saras Mägden erzählt (+ Nachtrag: Genesis 22)
- 26 Geschichten aus der Zeit der Erzeltern:
2. Isaak und Rebekka (Genesis 24.25-33)
Rebekkas erste Magd erzählt (+ Nachtrag: Genesis 32)
- 52 Geschichten aus der Zeit der Erzeltern:
3. Lea und Rahel (Genesis 29-33)
Rahels erste Magd erzählt (+ Nachtrag: Genesis 31)
- 79 Geschichten aus der Zeit der Erzeltern:
4. Jakobs Kinder (Genesis 33-35)
Dinas Magd erzählt (+ Nachtrag: Genesis 34,30f.37-50)
- 103 Geschichten vom Auszug aus Ägypten:
Mose, mein Bruder (Exodus)
Mirjam erzählt, die sich einst als Magd ausgeben musste (+ Nachtrag: Numeri 12f.)
- 143 Geschichten vom Einzug in das Gelobte Land
(Josua)
Eine Jebusiterin erzählt, genannt »die Hure«
(+ Nachtrag)
- 161 Geschichten von der ersten Zeit
im Gelobten Land: 1. Jeftah (Richter 11f.)
Eine, die nie Richterin war, erzählt
(+ Nachtrag: Richter 11,37-40 und 12; Genesis 22)

- 182 Geschichten von der ersten Zeit
im Gelobten Land: 2. Simson (Richter 13-17)
Eine Philisterin erzählt, eine »Feindin«
(+ Nachtrag: Richter 14,8-14)
- 201 Eine Geschichte vom Ende der Richterzeit (Rut)
Eine Midianiterin erzählt, eine »Fremde«
(+ Nachtrag: Rut 2-4)
- 224 Geschichten von König David
(Die Bücher Samuel)
Michal erzählt, die manche eine Hexe nannten
(+ Nachtrag)
- 254 Geschichten vom Kommen des Retters
(Lukas 1)
Eine Kleine erzählt
Eine Alte erzählt (+ Nachtrag)
- 266 Geschichten von Johannes und Jesus
(Lukas 2-9)
Ein Mädchen aus Nazaret erzählt (+ Nachtrag)
- 288 Geschichten vom Suchen und Finden
(Lukas 10 + Johannes 11; Lukas 8 + Markus 16;
Lukas 2)
Ein Mädchen aus Betanien erzählt
Ein Mädchen aus Magdala erzählt
- 297 Geschichten von Ende und Anfang
(Lukas 8,1-3; Markus 9-16; Johannes 12)
Eine, die achtgeben sollte, erzählt
(+ Nachtrag; + Anfang: Apostelgeschichte 2)
- 315 Epilog und Anmerkungen

Prolog

»Wo waren die Mädchen?«, frage ich.
»Es müssen doch Mädchen da gewesen sein, in all diesen Lebensgeschichten, von denen die Bibel erzählt.«

Wenige Mädchen (und Frauen) kommen in der Bibel namentlich vor – Hagar und Rebekka, Lea und Rahel, Dina und Tamar, Mirjam und Zippora. Rahab und Delila. Rut und Hanna und Michal. Abigajil und Batseba. Tamar und Isebel, Judit und Sara. Maria und Maria Magdalena, Salome und die andere Salome. Lydia, Damaris und Junia.

Manche sind genannt als »Tochter von«, »Frau von«, »Magd von« ohne eigenen Namen. Obwohl sie natürlich alle ihre Namen hatten: Jeftahs Opfer und Jairus' Liebling und jede der Nebenfrauen Davids, mit denen Absalom schlief, um seinen Vater David zu blamieren – sie alle hatten Namen! Die Bibel schweigt davon.

Die meisten Mädchen kommen gar nicht in den Blick, weder zu Wort noch zur Erwähnung. Und doch müssen sie da gewesen und dabei gewesen sein, immer und überall und mittendrin. Sie haben die Jungen und die Männer gekannt, von denen die Bibel erzählt. Sie haben sie geliebt und bewundert, gefürchtet und gehasst. Sie haben sich ihr Teil gedacht.

Sie haben mitgemacht, beraten, getröstet, gestärkt. Recht und Unrecht getan, Recht und Unrecht verhindert. Scha-

den angerichtet und Schaden wiedergutgemacht. Herz und Seele gegeben, gezweifelt, geglaubt. An Götter, an das Gute, an Gott.

Es wird Zeit, die Bibel aus ihrer Sicht zu erzählen. Es werden die vertrauten Erzählungen sein, und doch anders. Mehr privat als öffentlich – so, wie es der Rolle der Mädchen entsprach in biblischer Zeit; und immer wird es um Beziehungen gehen, zwischen den Menschen und zwischen Gott und Mensch. Denn so entspricht es uns, Mädchen und Frauen zu aller Zeit. Eva heißt übrigens: Mutter des Lebens.



Geschichten aus der Zeit der Erzeltern: 1. Abraham und Sara (Genesis 12-25)

**Eine von
Saras Mägden
erzählt**

**Seit ich denken kann, lebe ich
unter Abrahams Leuten.**

Mägde und Knechte: Hier stand zuerst »Sklavinnen und Sklaven«, weil deutlich werden sollte, dass diese Menschen kein Selbstbestimmungsrecht hatten. Aber »Sklave« passt nicht in den Vorstellungsbereich des alten Israel. Da trifft es Martin Luthers altertümliche Übersetzung besser: Mägde und Knechte waren Hausgenossen, ohne Rechte zwar, jedoch nicht ohne Würde. Die Begriffe können ebenso wertschätzend wie geringschätzig gebraucht werden, der Status kann ehrenvoll sein oder missbraucht werden. Das alles drücken Luthers Begriffe besser aus als das Fremdwort »Sklave«. Zumal das hebräische Wort für »Knecht« auch jeden Menschen meint – vor seinem Gott: Geschöpf in der Hand des Schöpfers und sein Ebenbild.

Ich habe nie ein anderes Zuhause gehabt. Von klein auf war es meine Pflicht, allabendlich der Herrin einen Trank zur Nacht zu bringen. Ich fand sie stets schlaflos, mit geröteten Augen. Sie weinte Tränen des Zorns. »Ein Kind«, sagte sie. »Ich brauche ein Kind. Keine Frau ist eine gute Frau ohne ein Kind.« Ich an ihrer Stelle, ich wäre traurig gewesen. Sie aber, sie war zornig. »Dein Gott hat mir das angetan«, hörte ich sie einmal zu Abraham sagen. »Und ich weiß nicht, warum.«

Ich dachte viel über diese beiden Sätze nach. Keine Frau ist eine gute Frau ohne ein Kind. Und: Gott hat mir das angetan.

Ich fragte mich, wie sie darauf kommt. Warum sie das glaubt. Ich dachte, das mit dem Kind, das hat sie so gelernt. Aber das mit Gott? Wer hat ihr das gesagt? Götter, dachte ich damals, Götter sprechen nicht mit Menschen ...

Dann eines Tages kam der große Wandel.

Und wieder war es Abend und wieder ging ich zu ihr. Aber an diesem Abend ist alles anders. »Gut, dass du kommst!«, empfängt sie mich. Keine Spur von roten Augen; gerötet ist stattdessen ihr Gesicht. Ihre Truhen sind geöffnet. Sie steht gebeugt über ihrem Schmuck. »Du kannst mir helfen«, sagt sie. »Wir packen.« Natürlich verstehe ich sie nicht. Aber da es uns nicht erlaubt ist, zu fragen, trete ich vor, den Becher noch in der Hand. »Stell das weg!«, befiehlt sie. »Dafür ist jetzt keine Zeit.« Und während ich ihre Kleider zusammenlege, beginnt sie zu erzählen: Dass Abraham fortgehen will aus unserer Stadt. Und nie mehr wiederkommen. Dass wir kein Haus mehr haben werden, sondern Zelte. Dass wir einen langen, langen Weg vor uns haben, und keine Ahnung vom Ziel.

»Das stimmt nicht, Sara. Und das weißt du!« Abraham ist gekommen, der Herr. Ich sehe ihn nur selten. Er macht mir Angst mit seinem langen weißen Bart und den buschigen Augenbrauen. Sara richtet sich auf und sieht ihn an. »Du sagst es anders, ich weiß«, sagt sie. »Du sprichst von Gottes Befehl und von Gottes Versprechen. Du sprichst von Segen und von Kindern.«

»So ist es«, sagt Abraham, »und so wollen wir es weitersagen: Unser Gott hat mit mir gesprochen. Unser Gott hat zu mir gesagt: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und zieh in ein Land, das ich dir zeigen will. Und siehe, ich will dich zum Vater eines großen Volkes machen. Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein.¹«¹ Abraham sieht mich an, als er diese Worte spricht, feierlich und fest. »So

wollen wir es weitersagen«, wiederholt er. »Und das mit dem Land und den Nachkommen wollen wir glauben.« »Ja«, sagt Sara. »Ja, das wollen wir.«

Mir blieb im Sinn, was Abraham sagte. Vor allem diese Worte: Unser Gott hat mit mir gesprochen. Dann sprechen sie also doch, die Götter? Oder nur dieser eine? Wer ist das – unser Gott?

Es wurde so, wie Sara gesagt hatte.

Jedenfalls der Teil mit dem Weggehen und dem langen Weg und dem Zelten. Der andere Teil, das, was wir glauben wollten, das blieb nichts als glauben. Und glauben heißt hoffen, was man nicht sieht. Aber das erfuhr ich erst durch Hagar ...

Eine neue Magd kam zu uns. Vom Hof des Pharaos brachte Sara sie mit. Der Pharao ist der König von Ägypten. Denn unser Weg, dieser lange, lange Weg, hatte uns für eine Weile

nach Ägypten geführt, weil wir hungerten und es dort Brot gab. Sara hatte dieser Weg in den **Harem** des Pharaos geführt, weil sie schön war. Aber das ist eine andere Geschichte, die will ich nicht erzählen.

Orientalische Männer heirateten bisweilen mehr als eine Frau. Orientalische Herrscher konnten mehrere Frauen haben; diese Frauen lebten zusammen in einem eigenen Bereich im Inneren des Palastes; das war der **Harem**.

Die neue Magd, die hatte einen Namen. Hagar.

Eines Abends – in Ägypten hatte ich abends keine Pflichten; ich saß am Feuer und einer von uns spielte Flöte – war Sara wieder da. Und neben ihr, mit ihrem Bündel, stand jene Andere ... Ich weiß noch: Feuer und Wasser, dachte ich gleich.

Wasser ist Sara. Feuer ist die Neue. Und ich hörte es knistern und zischen. Gewiss, sie senkte vor Sara den Blick. So, wie es uns befohlen ist. Aber ich sah, dass sie es nicht meinte, ich sah, dass sie nur so tat.

Sara sieht uns an. Sie hebt die Hand und zeigt auf mich. »Nimm sie in dein Zelt«, sagt Sara. »Sie muss meine Sprache lernen, so schnell und so gut wie möglich. Sie wird die Erste unter euch sein. Ich sage ihr, was zu tun ist, und sie sagt es euch. Und dazu muss sie mich verstehen.« Natürlich erschrecke ich. Eine Erste hat es bei uns nie gegeben, keine Erste außer Sara. Aber weil wir nicht erschrecken dürfen, stehe ich einfach auf und gehe zum Zelt. Es ist groß genug für drei. Wir sind vier.

Sie folgt mir, die Neue. Ich hebe den Teppich, der die Öffnung verschließt, hebe ihn für sie und lasse sie eintreten. Und da steht sie dann, mitten im Zelt, mit ihrem Bündel. Und sie sagt ein ägyptisches Wort. Ich kann kein Ägyptisch. Aber ich spüre, was sie meint. Sie meint, dass unser Leben so ist wie getrockneter Ziegen-Dung. Ohne Schönheit, ohne Ansehen. Bloß nützlich.



Ich weiß nicht, warum. Aber ich nicke, nicke heftig. Und sie, sie lacht. »Wie heißt du?«, fragt sie in unserer Sprache. Ich antworte nicht. Da sagt sie ein anderes ägyptisches Wort. Und sie fügt hinzu: »Ich heiße Hagar.«

Mit Hagar wurde alles anders.

Viele Tage lang hatte ich keine andere Aufgabe mehr, als mich um Hagar zu kümmern. Sie muss unsere Sprache lernen. Saras Befehl war deutlich gewesen: so rasch und so gut wie möglich. Aber wie sollte ich das machen? Und was, wenn sie nicht wollte? Hagar hatte nicht nur einen Namen. Sie hatte auch einen eigenen Willen. (Ich hätte das damals nicht so ausdrücken können. Aber gewusst habe ich es, von Anfang an.) »Tuch«, sage ich. »Wolle«. »Schaf.« Sie lacht und sagt: »Du – Schaf.«

»Ich weiß, dass du mich verstehst«, sage ich. »Bitte: Du musst es zeigen. Sonst wird die Herrin zornig.« Hagar nickt. Sie streckt die Hand aus und streicht mir Haar aus dem Gesicht. »Noch nicht«, sagt sie mit ihrer fremden Stimme. »Es darf eine Weile dauern.«

Sie lässt sich Zeit damit, Worte zu lernen, die sie in Wahrheit längst kann. Wir reden. Nie habe ich viel geredet. Hagar lässt mich Worte sagen wie »Tuch« und »Wolle«, »Frau« und »Mann« und »Gott«. Was ist das?«, fragt sie dumm. Und wenn ich es erkläre, fragt sie weiter. Sie fragt mehr, als ich weiß. Mehr, als ich dachte, dass ich weiß. »Gott«, sage ich, »ist unsichtbar. Er ist Abrahams Gott. Oder, wie Abraham sagt: unser Gott. Für Abraham ist Gott ein Wegweiser und ein Begleiter. Sara sagt, Gott ist gegen sie. Ich denke: Vielleicht hat Gott einen Grund. Er kann nicht einfach ungerecht sein, denke ich.«

»Du denkst viel«, sagt Hagar. »Hast du auch schon einmal darüber nachgedacht, warum euer Gott nur einer ist? Genügt

das denn?« Hagar erzählt von den vielen ägyptischen Göttern. Ich höre ihr zu und ich denke nach. »Abraham hat nur einen Gott«, sage ich. »Das ist gut, denke ich. Sonst kommt man durcheinander.« Hagar macht so ein Geräusch – fast wie unser Esel. »Unsinn«, sagt sie. »Du bist keine, die leicht durcheinanderkommt. Und außerdem: Warum ist er ER?« Ich starre sie wortlos an. Sie starrt zurück. Und dann beginnt es, mir zu dämmern. »Siehst du?«, sagt Hagar. »Du – Schaf!«

Sara kommt und fragt: »Was macht ihr? Wie geht es?« Und Hagar senkt den Blick und sagt »gut«. Sie deutet auf mich und nickt und sagt: »Sehr – gut.«

Als Hagar zu uns kam, hatte sie Farbe im Gesicht.

Sie hatte schwarze Striche um die Augen, außen hochgezogen fast bis zu den Schläfen. Blau waren ihre Lider, mit Grün und Gold, und ihre Lippen rot. Am nächsten Tag war die Farbe verschwunden. Ich dachte, dass Sara keine Farbe erlaubte.

Hagar zeigt mir, was sie hat: Farbe für das Gesicht, die Fingernägel, die Fußnägel, und Salben und Öle für die Haut. »Ihr – Brot«, sagt sie. »Ägypten – Kuchen.« Ich verstehe sie nicht. Oder doch? »Ziegen-Dung«, sage ich. Sie lacht und sagt das ägyptische Wort, mit dem sie mich ruft. Ich weiß noch immer nicht, was es bedeutet.

Nach und nach wurde alles so, wie Sara wollte: Sara sagte Hagar, was getan werden musste. Und Hagar sagte es uns. Hagar war die Erste bei uns. Sie war es ohne Mühe. Und wir hatten keine Mühe mit Hagar. Wir lernten von ihr. Wir bekamen etwas Kuchen neben all dem Brot. Und so verging die Zeit ...

Im nächsten Jahr brauchte Sara wieder ihren Schlafrunk.

Das war, als wir schon eine Weile in dem Land lebten, das Abraham »Land der Verheißung« nannte. Es war ein raues Land, eher wie Brot als wie Kuchen. Aber unsere Herden gediehen, und Abraham hatte Ansehen bei unseren Nachbarn, den Fürsten des Landes.

Eines Abends kommt Hagar zu mir und ihr Feuer brennt niedrig. Sie sagt meinen ägyptischen Namen und dann: »Hilf mir, rasch! Die Herrin ist zornig. Sie kann nicht schlafen. Sie sagt, du weißt, was ihr hilft, und ich soll es ihr bringen.«

Ich wundere mich. Aber ich sage nichts. Erst während ich den Trank bereite, frage ich nach: »Sagt Sara wieder: Keine Frau ist eine gute Frau ohne Kind? Und sagt sie wieder: Gott tut mir das an?« Hagar nickt. »Beides«, sagt sie. »Und beides ist Unsinn.« »Sag es ihr nicht«, rate ich ihr. Der Trank ist fertig. Ich reiche Hagar den Becher. Hagar hat so eine Art, ihre Hand zu bewegen. Als ob sie etwas wegwirft. »Wer weiß?«, sagt sie. »Wenn der richtige Augenblick kommt.«

Der richtige Augenblick kam nicht.

Hagar sagte es ihr nicht. Sie sagte Sara nicht, dass ihre beiden Sätze Unsinn sind. Und Sara half sich selbst ...

Eines Tages kommt Hagar und ist starr. Kein Feuer brennt. »Was ist?«, frage ich gleich. Hagar ist die Erste unter uns. Aber noch immer kümmere ich mich um sie. Es macht mir Angst, wie hart ihr Gesicht ist. Und doch habe ich es gesehen, von Anfang an, dass Hagar hart sein kann. Bitter und hart.

Hagar antwortet nicht. Sie öffnet ihr Bündel. Sie holt ihre Salben und Öle. Sie badet. Sie salbt sich. Sie zieht das Leinenge-

wand an, mit dem sie zu uns gekommen ist. Dann die Farben: schwarz und blau für die Augenlider. Grün und Rot. Ich stehe dabei. Ich schaue zu. Ich frage nicht noch einmal.

»Sara hat einen Weg gefunden«, sagt Hagar. »Einen Weg?«, frage ich. Auf einmal ist sie voll Ungeduld. »Hast du es vergessen?«, fährt sie mich an: »Keine Frau ist eine gute Frau ohne Kind.« Natürlich habe ich das nicht vergessen. Aber was, um Gottes willen, bedeutet es?

Hagars Ungeduld ist vorbei. Jetzt ist sie müde. »Und sie wird eine gute Frau sein«, fährt sie fort: »Durch mich.« Und sie erklärt mir mit wenigen harten Worten, was Sara geplant hat: Hagar soll für Sara ein Kind bekommen. Ein Kind mit Abraham.

Ich schreie leise auf, als ich das höre. Ich weiß nicht genau, wie das geht. Aber ich sehe in Hagars Gesicht: Es ist nichts Gutes. »Hast du ihr nicht gesagt, dass es Unsinn ist?«, frage ich. Hagar beginnt, ihre Augen anzumalen. »Nein«, sagt sie. »Dann tu's!«, sage ich. »Geh und tu's.« Hagar malt ihre Lippen tiefrot. »Oh nein«, sagt sie. »Das mache ich anders.« Und dann, unvermittelt: »Wie sehe ich aus?« Da muss ich nicht überlegen. »Feuer«, sage ich. Da lacht sie. »Gut«, sagt sie. »Oh, gut!«

In dieser Nacht ging Hagar fort.

Sie kam drei Tage nicht zurück. Dann, als wäre nichts geschehen, war sie wieder da, ohne Farbe, mit gesenktem Blick, die Augen rot wie sonst Sara. Sie sagte nichts, sie suchte kein Gespräch. Ich wusste, ich musste sie in Ruhe lassen. Und wollte mich doch so gern um sie kümmern. Ihr Feuer war wieder aus. Und sie war hart und bitter.

Es dauert lange, bevor sie wieder spricht. Es ist am Morgen und sie hat ihre Farben aufgetragen. »Was ist?«, frage ich, weil

sie mich so ansieht, als ob ich fragen darf. Als ob ich fragen soll. »Es ist gelungen«, sagt sie. »Saras Plan. Und meiner.«

Dein Plan? Ich schreie wieder leise auf. »Wir dürfen keine Pläne ...« Aber sie lacht und sagt: »Du wirst schon sehen – Schaf!« Sie steht auf. »Die Herrin wartet«, sagt sie und lacht. »Geh nicht«, sage ich. »Geh nicht so! Wisch dir die Farben vom Gesicht!« »Nie mehr«, sagt sie und lacht.

Tagelang ging Hagar in Farbe.

Ich beobachtete sie. Ich sah: Sie senkte den Blick nicht mehr. Sie schaute Sara gerade in die Augen. Sara sagte nichts. Aber ich sah Saras Zorn. Und ich wusste: Wasser ist stärker als Feuer. Feuer kann man löschen. Wasser aber bahnt sich seinen Weg. Ich sah, wie Sara mit Abraham sprach. Und Abraham sagte nein. Er sagte es matt und müde. Zweimal sagte er nein. Beim dritten Mal nickte er. Das Wasser hatte einen Weg gefunden. Und mit Hagars Farben war es aus.

Es ist Mittag, als Hagar sich in meine Arme stürzt. »Hilf mir!«, ruft sie. »Ich muss weg!« Ich frage nicht einmal: »Was ist?« Ich nehme einen Becher und fange an zu brauen: Saras Schlaftrank, dreimal stärker. Hagar bindet wild ihr Bündel. Ich lege ihr die Hand auf die Schulter. »Ruhig«, sage ich, »es darf noch eine Weile dauern.«

Dann gehe ich und bringe Sara ihren Trank. »Und wo ist Hagar?«, fragt sie zornig. »Sie kommt«, sage ich. »Sobald ihr nicht mehr schlecht ist.« Ich lüge nicht (sehr). Denn Hagar hat sich öfter übergeben, in den letzten Tagen. Als ob sie unser Essen, an dem sie immer etwas auszusetzen hat, auf einmal gar nicht mehr verträgt. Als Sara mich endlich gehen lässt, ist Hagar nicht mehr da. Ich bin zwar nicht überrascht; jedoch: Weh tut es trotzdem. Ich habe mich sehr gern um sie gekümmert.

Nicht lange, da war Hagar wieder da.

Es traf mich wie ein Blitz. Ich komme vom Brunnen und sehe sie liegen – liegen! – liegen vor Abraham und Sara am Boden. »Ich darf euer Kind nicht in Gefahr bringen«, sagt Hagar. »Verzeiht mir. Was ich tat, war Unsinn.« Jetzt zeigt sie, wie sie reden kann, fließend und gut in unserer Sprache.

»Unser Kind?«, sagt Abraham und strahlt. »Keine Farben mehr!«, verlangt Sara. »Du hörst auf mich und senkst den Blick. Ich bin die Mutter dieses Kindes. Die Mutter dieses Kindes, das bin ich.« Abraham nimmt Hagar bei der Hand und hebt sie auf. »Es ist gut, dass du zurückgekommen bist«, sagt er. »Denn sonst«, sagt Sara und ihr Zorn schwillt an: »Gnade dir Gott!«

Ein Schauder läuft mir über den Rücken. Gnade dir Gott! Ich weiß nicht, was es bedeutet. Aber es klingt schlimm. Abraham sieht mich und winkt mich heran. »Kümmere dich um Hagar«, sagt er. »Sie braucht Wasser und Brot.«

Hagar ist in der Wüste gewesen. Sie hat sich verirrt. So viel versteh ich gleich. Saras Zorn hat Hagar in die Wüste getrieben. »Wo ist Abrahams Kind?«, frage ich. Hagar streicht sich langsam über den Bauch. »Hier«, sagt sie. »Hier drin.« Und sie verrät mir ein Geheimnis. »Es ist mein Kind«, sagt sie. »Und: Es ist gesegnet.«

Segen, das ist eines der Worte, die ich Hagar nicht habe beibringen können. Obwohl ich mich sehr bemüht habe. Wieso weiß sie auf einmal, was das ist? »Ich bin Gott begegnet«, sagt Hagar. »Abrahams Gott?«, frage ich. »Abrahams Gott«, sagt sie, »ist nicht nur Abrahams Gott. Er ist auch mein Gott.«

Hagar erzählte, wie sie in der Wüste war.

Weit und breit Wüste. Steine und kein Brot. Sonne und kein Wasser. Sie sagt, sie wollte sterben. »Und dann habe ich etwas gehört«, sagt Hagar. »Gehört?«, frage ich. »Eine Frage habe ich gehört«, sagt Hagar: »Hagar, Mädchen: Wo kommst du her? Wo willst du hin?«² Ich staune. Aber ich frage nicht nach. Ich will sie nicht unterbrechen. »Und Gott sprach: Geh zurück, Hagar, geh zurück zu Abraham und Sara. Deinem Kind darf nichts geschehen. Es wird ein starker Junge, Hagar, er wird der Vater eines wilden Volkes.«

Hagar packt mich an den Schultern. »Hast du gehört?«, fragt sie feurig. »Mein Kind! Gott hat gesagt: mein Kind!« Sie packt ihr Bündel aus, Farben, Kleider und alles. Ich sehe zu. »Hast du nicht gehört, was Sara gesagt hat?«, frage ich später. »Hast du keine Angst mehr vor Saras Zorn?«

Hagar sieht mich an, mit einem stillen Feuer in den Augen. »Es darf noch eine Weile dauern.« Ich schaudere. Ich sage, was Sara gesagt hat: »Gnade dir Gott!« Hagar lacht, aber es ist ein anderes Lachen als sonst. »Gott gibt mir Gnade!«, sagt sie. »Gott ist ein Gott, der mich sieht.«³

Zur Zeit der Lämmer gebar Hagar Ismael.

Und sie lag in Saras Armen, als das Kind aus ihr herauskam, und Sara hielt es in den Armen, als es seinen ersten Schreit tat. Ich stand dabei. Ich hatte geholfen. Hagars Augen waren geschlossen. Aber ich wusste, dass sie wach war. Als Sara sagte: »Mein Kind«, da hat Hagar ihr insgeheim widersprochen. Und ich bin zu Abraham gegangen und habe gesagt: »Herr, Hagars Kind ist geboren.«

Abraham nannte das Kind Ismael. Und Sara gab es Hagar zum Stillen. Und während Sara mit erhobenem Haupt und geröte-

ten Wangen umherging und Glückwünsche entgegennahm von den Nachbarn, saß Hagar bei mir und hielt ihr Kind im Arm. Und sah es an und sagte: »Gott ist ein Gott, der mich sieht.«

»Glaubst du an unseren Gott?«, frage ich. »Was ist Glauben?«, entgegnet Hagar. »Glauben ist Hoffen, was man nicht sieht«, sage ich. Ich weiß nicht, woher ich das weiß. Es ist mir einfach eingefallen. »Sieh doch«, sagt Hagar: »Sieh dieses Kind!«

Dreizehn Jahre vergingen, da feierte Abraham ein blutiges Fest.

Es gab einen Brauch zwischen uns und den Nachbarn, um Frieden zu schließen. Einen Bund schneiden, hieß das und man zerschnitt gemeinsam ein Opfertier und teilte das Fleisch.

Und Hagar kommt zu mir, Feuer und Flamme. »Unser Gott hat mit Abraham gesprochen«, sagt sie. Sie sagt: unser Gott. »Gott will mit uns einen Bund schneiden!« Und sie sagt, dass alle Männer und Jungen ein Zeichen bekommen, ein Zeichen des Bundes.

»Was ist es?«, frage ich. »Ein Stück von der Vorhaut«, sagt sie. »Ein Stück wird abgeschnitten, bei allen Männern und Jungen.« Sie atmet schnell. Sie sieht Ismael nach, der gerade ein paar junge Ziegen vorbeitreibt. »Auch bei meinem Sohn«, sagt sie. »Ja, bei meinem Sohn zuerst!« »Wird es nicht wehtun?«, frage ich. »Es darf ein wenig wehtun«, sagt sie. »Weil es wichtig ist.«

Es tat mehr als nur ein wenig weh. Die kleineren Jungen schrien vor Schmerz. Ismael ertrug es tapfer. Aber dann war er drei Tage krank, wie auch Abraham, sein Vater. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich froh, dass ich ein Mädchen bin.

Als Abraham hundert Jahre alt war,

wurde Saras große Hoffnung wahr, die Hoffnung, die wir geglaubt hatten: Sara gebar Isaak. Sie war nun, wie sie dachte, eine gute Frau. Ich half ihr. Und dann ging ich zu Abraham und sagte: »Herr, Sara hat dein Kind geboren.«

Und Sara gab es mir zum Stillen. (Denn ich hatte gerade ein Kind verloren; aber das ist keine Geschichte, die erzählt wird.) Und während Sara mit erhobenem Haupt und geröteten Wangen umherging, Glückwünsche entgegennahm von den Nachbarn und sagte: »Gott hat mein Flehen erhört«, saß ich mit dem Kind im Arm. Und Hagar saß neben mir und jammerte.

»Was soll nun werden?«, fragt sie mich. »Was soll aus Ismael werden?« Ich verstehe sie nicht. »Ismael ist Abrahams Sohn. Isaak auch. Hagar, sie sind Brüder!« Und Hagar sieht mich an und sagt zu mir, was sie lange nicht mehr gesagt hat: »Du – Schaf.«

Was Hagar Sorge machte, sah ich bald danach.

Es war am Abend nach Isaaks Beschneidung. Es gehörte zu meinen Aufgaben, Isaak am Nachmittag zu Sara zu bringen und ihn wieder abzuholen, wenn es Zeit zum Schlafen war. Isaak wachte nachts oft auf und schlief nur wieder ein, wenn ich ihn stillte.

Isaak liegt allein auf Saras Lager. Er strampelt und lacht mich an. Hinter der Zeltwand höre ich Stimmen, Saras und Abrahams. Ich nehme Isaak hoch. Ich kann nicht verhindern, dass ich höre, was Sara sagt. »Abraham«, sagt sie. »Du musst Hagar und Ismael fortschicken. Du brauchst sie nicht mehr. Der Wille Gottes ist erfüllt. Du hast jetzt einen rechtmäßigen Er-

ben.« Und ich höre, was Abraham antwortet: »Ismael ist mein Sohn.« Und Sara sagt: »Er ist eine Gefahr für Isaak.«

Ich nehme Isaak und gehe leise hinaus. Hagar liegt auf ihrem Lager und weint. Ich setze mich zu ihr und streiche über ihr Haar. »Sieh mal«, sage ich, als Isaak an meiner Brust liegt: »Sieh dieses Kind.« Hagar dreht sich um. Sie kommt hoch und schnaubt. »Ich weiß, wie Isaak aussieht«, sagt sie. »Das Kind, das meinem Kind gefährlich ist!«

»Das Kind, das dich befreit«, sage ich fest. Das ist mir eingefallen auf dem Weg. Hagar sieht mich an. »Befreit?«, fragt sie nach. »Befreit«, sage ich. Und ich erinnere sie an ihre Flucht in die Wüste. »Es darf eine Weile dauern«, erinnere ich sie. »Das hast du damals gesagt. Um deines Kindes willen musste es eine Weile dauern, bevor du fortgehst und frei bist. Jetzt aber ist Ismael erwachsen. Und Sara braucht dich nicht mehr. Jetzt ist es Zeit zu gehen.«

Staunend schaut sie mich an. »Gelobt sei Gott!«, ruft sie plötzlich. »Gott hält sein Wort: Ismael wird der Vater eines eigenen Volkes. Mein Kind, mein Kind Ismael!« Sie hat es besser verstanden als ich.

Diesmal ging Hagar endgültig fort.

Und ich wusste, es war gut, und dennoch war ich traurig. Unser Zelt war für drei und wir wohnten dort zu viert. Und dennoch hinterließ Hagar, die eine Weile unsere Erste gewesen war, eine große Lücke. Für mich füllte Isaak diese Lücke. Er war ein schönes, ein freundliches, ein sehr liebevolles Kind. Er hing an mir, als wäre ich ... nein, das sage ich nicht. Das will ich nicht einmal denken.

Hagar hat mich nicht ohne Trost zurückgelassen. Am Morgen ging sie fort. Am Abend finde ich auf meinem Lager einen

flachen Stein mit einer eingeritzten Hieroglyphe (Hagar hat mir erklärt und gezeigt, wie die Ägypter schreiben). Diese Hieroglyphe stellt ein Tier dar. Etwas wie einen Hund, aber schöner. Mit einem kleinen runden Kopf. Darunter steht in unserer Schrift: Du – Katze. Ich habe es nicht gewusst. Ich habe einen Namen. Miw. Der ist ägyptisch. Und er bedeutet »Katze«.



Nachtrag (Genesis 22)

Später, viel später, geschah noch einmal etwas, das ich erzählen muss. Denn es betraf alle: Abraham und Gott, Sara und Isaak. Und mich, Miw, Isaaks **Amme**.

In manchen Kulturen ist es üblich, dass die Hausherrin ihr Baby anderen Frauen zum Stillen gibt. Diese werden »Ammen« genannt. Beim Stillen entsteht eine enge Beziehung. Mit »**Amme**« ist das Wort »Mama« verwandt.

Es ging Abraham nicht gut.

Seit Isaaks Geburt war er alt geworden, so wie er es nach Jahren ja auch war. Natürlich sagte mir niemand, was ihn quälte. Und ich wunderte mich. Ich dachte: So lange hat er auf Isaak gewartet, nun ist Isaak da. Warum ist Abraham nicht froh? Aber er war es, ganz sicher, auf seine stille Weise. Jedoch mehr, als er froh war, war Abraham besorgt.

»Er ist so klein«, höre ich Abraham einmal sagen. »Und ich bin alt. Wie soll ich ihn beschützen?« Er steht über Isaaks Lager gebeugt; ich bin gekommen, um das Kind zu holen. Ich hätte in aller Stille verschwinden können. Aber ich lege Abraham die Hand auf die Schulter – ich, Miw, ihm, meinem Herrn. »Du bist nicht allein«, sage ich. »Hat nicht dein Gott dein Kind gesegnet?« Abraham richtet sich auf und sieht mich an. »Wie heißt du?«, fragt er plötzlich. Ich sage es ihm. Abraham nickt. »Miw«, sagt er, »du hast recht.« Und dann segnet er mich.

Von Sara hörte ich, was die Nachbarn sagten. »Die Erstgeburt gehört den Göttern«, sagten sie. »So ist es Brauch in Kanaan, von Alters her.« Ich schaue Sara ungläubig an. »Was heißt das: Sie gehört den Göttern?«, frage ich. »So, wie man es sagt«,

sagt Sara, und ihre Augen sind rot und in ihrer Stimme ist Zorn, »bedeutet es: Die Erstgeburt muss geopfert werden.« »Geopfert?«, frage ich dumm. »Verbrannt«, sagt Sara, »auf dem Altar der Götter.« »Unser Gott ist nicht wie jene Götter«, sage ich. »Sag das nicht mir, sag es Abraham«, sagt Sara. »Du weißt, wie er ist! Er will es seinem Gott immer recht machen. Um jeden Preis.«

Von da an zitterte ich.

Um jeden Preis. Diese Worte hatten sich in mir festgegraben. Ich hielt Isaak im Arm und zitterte. Ich zog ihn an und zitterte. Ich lehrte ihn laufen und sprechen und sogar Hieroglyphen malen – und zitterte. Und Abraham wurde älter und älter und seinerseits zitterig. Und wie er den Jungen anschautete, in scheinbar unbeobachteten Augenblicken – das jagte mir Schauer über den Rücken.

Und dann, als Isaak sein Reifest feierte – und ich dachte an Ismael und sein Fest und an Hagar, die danach für immer fortgegangen war – da las ich es in Abrahams Blick: *Es ist so weit*. Abraham glaubt, was er gehört hat. Er hat den Glauben aufgegeben, die Hoffnung auf das, was man nicht sieht, und er wird eine Untat begehen und denken, es ist eine Tat.

Die Erstgeburt muss geopfert werden. Ein Satz wie Gift. Ein Satz wie der von Sara damals. Auf einmal habe ich Hagars Stimme im Ohr. »Unsinn. Das ist Unsinn.« Und meinen Rat, meinen unrechten Rat: *Sag es nicht*. Und da weiß ich: Diesmal muss ich es sagen.

Als Abraham Isaak nahm und sagte: »Wir wollen ein Opfer bringen«,

da ging ich den beiden nach. Und Sara sah, was ich tat, und nickte. »Geh mit Gott.« Sie gehen zum Berg Morija, Abraham und Isaak, sein Sohn (meiner!). Und ich gehe mit. Ich weiß, ich muss es Abraham sagen: *Das ist Unsinn!* Unsichtbar steht Hagar hinter mir und ruft es in mein Ohr. Aber noch zeige ich mich nicht. Noch wage ich es nicht.

»Es darf eine Weile dauern«, höre ich. Zuerst denke ich: Es ist die unsichtbare Hagar, die spricht, die in meinen Gedanken zu mir spricht. Aber die Worte hallen nach. Sie klingen nicht nach Hagar. Sie klingen, anders kann ich es nicht sagen: heilig.

Wir sind oben angekommen. Abraham und Isaak schichten Holz auf. Abraham sieht Isaak an. Ich sehe, er hält Lederriemen in den Händen. Gleich wird er Isaak fesseln. *Es darf eine Weile dauern ... Nein!*, schreie ich stumm. »Mein Herr, mein Gott: Nein!«

Und ich höre: »Halt, Abraham, das ist Unsinn. Lege deine Hand nicht an den Jungen und tu ihm nichts. Ich weiß, dass du es Gott recht machen willst, um jeden Preis.« Ein Engel, denke ich. Anders kann es nicht sein.

Mir fehlen die Worte. Ich glaube, was ich endlich sehe: Unser Gott ist anders als die Götter. Abraham darf die Erstgeburt auslösen. Ich erinnere mich nicht genau. Aber mir war, als opferte er an Isaaks statt einen Widder ...

Amen, so ist es. Und das schreibt

Miw



Geschichten aus der Zeit der Erzeltern:
2. Isaak und Rebekka (Genesis 24. 25-33)

Rebekkas erste Magd erzählt

Als Rebekka dreizehn Jahre alt war,

machte ihr Vater ihr mich zum Geschenk. Rebekka und ich waren aufgewachsen wie Schwestern. Meine Mutter war Rebekkas Amme. Rebekka war stärker als ich, wilder und neugieriger. Sie tat gern Dinge, die sie nicht sollte. Ich konnte sie nie daran hindern. Aber ich konnte die Schuld auf mich nehmen und die Folgen. Das war meine Aufgabe und sie war nicht immer leicht. Und doch hatte ich Rebekka gern. Und ich glaube, sie mich auch.



»Es wird sich nichts ändern zwischen uns«, sagt Rebekka zu mir am Ende des Festtages. Ich weiß nicht, ob das gut für mich ist. Sie denkt aber, es ist etwas Gutes. »Ja«, sage ich. Und dann zum ersten Mal: »Herrin«. Rebekka nickt. Sie wundert sich nicht.

Rebekka spricht ein Gebet vor unserem Hausaltar. Sie hat ihn

mit Blumen geschmückt und verbrennt etwas Weihrauch. Die meisten ihrer Aufgaben als einzige Tochter in Betuels Haus überträgt sie mir; einzig die Sorge um den Hausgott nimmt sie so ernst, dass sie ihn niemals vergisst.

Ich lege ihr Nachthemd zurecht. »Nun werde ich bald heiraten«, sagt sie, als sie umgezogen ist. Sie sitzt auf ihrem Lager und umschlingt die Knie mit den Armen. Ich bin müde, aber offenbar will Rebekka mich noch nicht gehen lassen. »Drei haben heute um mich angehalten, sagt Amma«, erzählt sie. »Und sie hat mir die Namen verraten.« Sie flüstert mir die Namen ins Ohr, die Namen der Väter, die für ihre Söhne solche Verhandlungen führen.

Bei einem der Namen bekomme ich einen roten Kopf. Sein zweiter Sohn bringt mir seit einiger Zeit kleine Geschenke. Ich lächele ihn an und er lächelt zurück und dann träume ich nachts, dass ich bei ihm bin. Rebekka merkt nichts. »Ich sag dir was«, fährt sie fort. »Keiner von denen kommt in Frage. Wir sind viel reicher als sie. Und ihre Söhne sind Dummköpfe.« Ich bin wirklich sehr müde. »Das hast nicht du zu entscheiden«, sage ich. Ich denke, sie wird die Freude an dem Gespräch verlieren und mich endlich gehen lassen. Stattdessen fährt sie auf. »Wie sprichst du mit mir!«, ruft sie wütend. Ich senke den Blick. So viel zu den Worten, die sie gerade erst gesprochen hat: *Es wird sich nichts ändern.*

Und sie spricht weiter, als sei nichts geschehen. »Im Ernst«, sagt sie. »Ich heirate keinen, der mir nicht gefällt.« Ich weiß es besser. Die Ehen der Töchter sind Sache der Familien. Auch Rebekka wird das nicht ändern. »Er müsste anders sein«, sagt Rebekkaträumerisch, »ganz anders als die Jungen aus der Nachbarschaft. Die sind so albern, so eingebildet!« Sie zieht die Nase kraus. »Er müsste klug sein, mindestens so klug wie ich. Stark und schlank und schön. Er müsste mich lieben. Von gleich zu gleich, verstehst du?«

Nein, das versteh ich nicht. Und es ergibt überhaupt keinen Sinn. Von gleich zu gleich – was für ein Gedanke! Endlich merkt sie, wie still ich bin. »Schwesterchen«, sagt sie plötzlich. So hat sie mich immer genannt. »Sag mal – du bist mir aber nicht böse?« Lachend streckt sie die Hand nach mir aus. Und ich lasse mich ziehen.

Rebekka machte sich gern einen Spaß

mit den Jungen, die zum Brunnen kamen. Abends, wenn wir Mädchen Wasser schöpften für unsere Familien. Wir wussten, dass die Jungen kamen, um uns anzuschauen. Und hinterher sprachen sie über uns und welche sie gern küssen würden. Und mancher, heißt es, hat sich schon verliebt, vom Schauen am Brunnen.

Einer von ihnen hatte mich angeschaut. Er hatte etwas helles Haar als die anderen, fast so wie ich, und so ein Lächeln ... Er kam mir ein wenig verloren vor, so wie ich. Ein wenig traurig, ein wenig enttäuscht vom Leben, so wie ich. Und voller Hoffnung, auch wie ich. Joram, sein Name war Joram, und für mich klang er wie Musik in der Ferne.

Rebekka wusste nicht, wie ich zu Joram stand. Sie scherzte mal mit dem einen, bald mit dem anderen, und mit keinem von ihnen war es ihr ernst. Ich war mir aber sicher, dass sie alle in sie verliebt waren. Denn Rebekka war sehr hübsch und sehr fröhlich. Und ihr Vater war mächtig und reich.

Und dann, eines Abends, war da dieser Fremde.

Er war ein alter Mann, unfrei wie ich, das sah ich gleich. Von weither, mit Kamelen, die müde waren von einer langen Reise.

Er saß am Brunnen und wartete. Seine Kamele standen noch unversorgt. Darum war ich gegen ihn, von Anfang an.

Als Rebekka und ich uns nähern – wir sind wieder einmal die Ersten, auf Rebekkas Betreiben –, da steht er auf und spricht Rebekka an. »Ich habe Durst«, sagt er. »Willst du für mich schöpfen?« Und Rebekka nimmt das Wasser, das ich gerade hochgezogen habe, und bietet es ihm an. »Und deine Kamele tränke ich auch, wenn du willst«, sagt sie. Denn gerade sind die Jungen erschienen, und ich weiß, es gefällt ihr, ihnen zu zeigen, dass sie bereits Gesellschaft hat, und besondere Gesellschaft zudem.

Der Fremde gerät fast außer sich vor Freude. »Das willst du tun?«, ruft er dreimal. »Wirklich? Mädchen, du bist allzu lieb! Gott möge es dir lohnen!« Rebekka nickt mir auffordernd zu. Ich bin nicht überrascht. Natürlich werde ich die Arbeit tun, während Rebekka lächelt und der Fremde sie preist. Während die Jungen herüberschauen und sie bewundern.

Als der Fremde und seine Kamele ihren Durst gestillt hatten,

packte der Fremde Geschenke aus: Armreifen, silberne und goldene, Tücher und Gürtel. »Für dich«, sagte er zu Rebekka. »Bitte, sag mir doch, wer dein Vater ist und ob es Platz in eurem Haus gibt für einen Fremden über Nacht.« Rebekka weiß, was sich gehört. Sie nimmt die Gaben nicht und sie antwortet nicht. »Lauf!«, sagt sie zu mir. »Sag meinem Vater, was hier geschieht, und hole meinen Bruder.«

Die Gesetze der Gastfreundschaft sind heilig. Nicht lange, da sitzen die Männer, Rebekkas Vater und ihr Bruder Laban und der Fremde, Elieser, bei uns im Haus am Tisch. Da höre

ich zum ersten Mal von Kanaan, jenem Land der Verheißung, das einer aus der Familie gesucht hat: Abraham, der Onkel meines Herrn.

Abraham war eines Tages aufgebrochen, nach dem Ruf seines Gottes, wie er sagte, und die Familie hatte nie mehr von ihm gehört. Unversehens erfuhren wir nun von seinem Geschick. Abraham hatte Reichtum und Ansehen gewonnen in jenem Land der Verheißung. 137 Jahre alt war er inzwischen und gerade Witwer geworden, und sein Sohn und Erbe war im heiratsfähigen Alter. Da hatte Abraham sich seiner Wurzeln erinnert und Elieser gesandt, um für den Sohn ein Mädchen zu suchen, eine Verwandte.

»Isaak«, sagte Elieser. »Isaak bar-Abraham ist ein schöner Mann, stark und klug, von Gott gesegnet.« Ich habe gleich gewusst: Das wird Rebekka gefallen. Wenn man mich gefragt hätte: Mir gefiel diese ganze Geschichte genauso wenig, wie mir der Fremde gefiel, der seine Kamele unversorgt ließ.

Und während Rebekka im Hintergrund saß und doch an seinen Lippen hing, an jedem einzelnen Wort, das er sprach, erzählte er weiter von einer Wette, von einem Gottesurteil, das er ersonnen hatte, um das rechte Mädchen auszuwählen: Er habe am Brunnen gewartet und zu seinem Gott gesagt: »Wenn ein Mädchen kommt und ich es um Wasser bitte, und wenn es dann nicht nur mir zu trinken gibt, sondern auch den Kamelen – siehe, das soll das Zeichen sein. Dann ist diese die Rechte.«



In diesem Augenblick schauen alle auf Rebekka. Und Rebekka errötet und sagt: »Amen, so ist es geschehen.«

Danach ging alles sehr schnell.

Die Männer wurden sich noch vor dem Essen einig: Rebekka sollte Isaaks Frau werden. So war es der Wille des Gottes, der Abraham berufen und begleitet hatte. Ich dachte mir: Wenn es der Wille dieses Gottes ist, dass Rebekka diesen Isaak heiratet – warum konnte Abraham dann nicht einfach zu Hause bleiben, hier bei uns, wo es gut und bequem ist zu leben? Wo es Wasser gibt, in Hülle und Fülle, und Früchte und Blumen und fette Weiden? Und Joram!

Unbeachtet verlasse ich den Raum. Ich suche meine Mutter. Sie schläft. Ich lege mich zu ihr und lasse mich halten wie früher, als ich noch klein war, und höre sie murmeln: »Sternchen, alles geht seinen Gang.« Allzu bald erreicht mich Rebekkas Ruf. »Rasch, die Herrin: Sie braucht dich.« Rebekka ist in ihrem Zimmer. Aufgeregt geht sie hin und her. Nimmt Dinge aus den Truhen, lässt sie fallen. Sie ist barfuß, halb im Ausziehen. Die Armreifen des Fremden trägt sie am Arm.

»Siehst du!«, ruft sie mir zu, als ich eintrete. »Siehst du!« »Was?«, frage ich. »Was soll ich sehen!?« Rebekka bleibt stehen, ganz nahe vor mir bleibt sie stehen. »Ich habe selbst entschieden!«, sagt sie. »Du alte Eule! Sie haben mich gefragt.«

Ich erinnere mich, wie ich einmal in den Fluss gefallen bin. Wie das Wasser über mir zusammenschlug und ich nicht mehr wusste, wo oben war und wo unten. So fühle ich mich jetzt. Und ich weiß: Ich bin nicht gefallen. Ich werde gestoßen.

»Ich habe ja gesagt!« Rebekka strahlt. Sie breitet die Arme aus. »Sie haben gesagt, es darf noch eine Weile dauern. Ich habe gesagt: Je eher, desto besser.« Und sie beginnt und singt ein Liebeslied. Isaak, Isaak, Isaak ... Ich gehe zum Altar und packe den Hausgott. Ich hebe ihn hoch und schleudere ihn in die Ecke. Ich fege die Blumen fort und trampele auf ihnen

herum. Und laufe weg, bevor Rebekka sich auch nur rühren kann vor Schreck.

Diese Nacht verbringe ich mit Joram.

Und sage ihm erst hinterher, warum. »Wenn Rebekka fortgeht, muss ich mit«, sage ich. »Rebekka haben sie gefragt. Doch wer fragt mich?« Am Morgen bringt Joram mich zurück.

Er geht allein zu Rebekka. Er bleibt lange. Dann kommen sie beide zu mir. »Schwesterchen«, sagt Rebekka. Sie hat Tränen in den Augen. »Warum hast du nichts gesagt? Joram kann natürlich mit! Ich werde Vater bitten, mit Jorams Familie zu reden.«

Bevor ich weiß, wovon sie spricht, hat sie mich fest umarmt. Und Joram steht dabei und lächelt so, wie ich es liebe. Und ich versuche zu vergessen: Ich wurde wieder nicht gefragt.

Rebekkas Reise zu Isaak war lang und beschwerlich.

Die meiste Zeit waren wir in der Wüste. Wir hatten zu wenig Zelte für all die Leute, die mit uns zogen: Außer meiner Mutter und Joram und mir waren da noch weitere Mädchen und Frauen aus Betuels Haushalt. Und Wachen, die uns geleiten und dann zurückkehren sollten. Nach Hause.

Joram trieb eine kleine Herde vor uns her, Schafe und Ziegen und vier wunderschöne Eselinnen – Betuels Mitgift für Rebekka. Rebekka saß auf ihrem Kamel wie eine Königin auf ihrem Thron. Über die Blicke, die Joram ihr zuwarf, wenn er dachte, ich sehe es nicht, konnte ich mich nicht freuen.

»Sieh dich vor«, sagt meine Mutter. »Rebekka liebt dich. Aber du darfst sie nicht reizen.« Meine Mutter verträgt die Wüste schlechter als ich. Mir ist sie nur leid. Aber Mutter wird krank. Rebekka lässt Joram eine Sänfte bauen. Wir legen meine Mutter hinein und Betuels Wachen tragen sie.

»Warum macht Rebekka das?«, frage ich Mutter. »Rebekka war immer ein wildes Kind«, sagt Mutter. »Mit dem, was sie geschenkt bekommt, gibt sie sich nie zufrieden.« »Und ich?«, frage ich. »Sternchen«, sagt Mutter. »Du und ich – wir bekommen nichts geschenkt.«

Nach vierzig Tagen kamen wir an.

Im Land der Verheißung, Kanaan. Und ich wusste gleich: Zu Hause war es schöner. Rebekka aber strahlte. »Schau es dir an, Schwesterchen!«, rief sie übermütig. »Sieht es nicht aus wie der Ort deiner Träume?« Ich habe nie genug Zeit zum Träumen gehabt. »Zu Hause war es schöner«, sagte ich.

Ich sehe ihn eher als sie: Ein einzelner Mann kommt uns entgegen. Die Eselin, die er reitet, bockt und tritt. Er hat alle Hände zu tun, sie zu bändigen. Er hat feste Hände und er bleibt ruhig. Das gefällt mir. Andere würden längst schlagen. Rebekka wendet sich an den alten Knecht, der neben ihr reitet: »Wer ist das?«, fragt sie. »Das ist Isaak ben-Abraham«, sagt der Alte feierlich. Rebekka schlägt die Hand vor den Mund. Sie zieht ein Tuch über Haar und Gesicht. Ich sehe noch, wie ihre Augen blitzen.

Der Mann lenkt seine Eselin zu uns. Seine Augen sind groß und braun wie Rebekkas. Ich denke an das, was Rebekka gesagt hat, bevor alles begann: Er müsste mich lieben, von gleich zu gleich. Auf einmal weiß ich: Er ist es!

Am nächsten Tag hielten Isaak und Rebekka Hochzeit.

Ich konnte nicht teilnehmen. Es gab so viel einzurichten und einzuräumen. Und meine Mutter war schwächer denn je. Rebekka kommt an ihr Lager, bevor sie aufbricht, um ihrem Bräutigam ihr Wort zu geben. Sie kommt im Schmuck der Braut. Ich selbst habe sie zurechtgemacht.

Mutter lächelt und leise Töne des Entzückens kommen tief aus ihrer Kehle. »Mädchen, mein Mädchen!« Tränen laufen über die runzeligen Wangen. »Bist du glücklich?« Rebekka beugt sich über sie und küsst sie. »Natürlich«, sagt sie. Und dann: »Er ist der Richtige, Amma!« Dabei sieht sie mich an: »Siehst du.«

Sobald sie das Lager verlässt, wird meine Mutter schwächer. Sie öffnet die Augen nicht mehr und sie spricht auch nicht mehr. Joram kommt und hält meine Hand, während ich über ihre schwachen Atemzüge wache. »Bitte«, flehe ich, zu welchem Gott auch immer. »Noch nicht. Lass sie noch nicht sterben. Nicht hier, in diesem fremden Land!«

Er hört mich nicht, der Gott. Oder er will nicht. Noch in derselben Nacht ist es vorbei. Rebekka ist bei Isaak. Und Mutter, Mutter stirbt. Ein letztes Mal schaut sie mich an. »Sternchen«, flüstert sie. »Bleib. Bei. ihr.« Dann ist es aus. In Jorams Armen kann ich weinen.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht.

Isaak und Rebekka lebten wirklich »von gleich zu gleich« miteinander, so, wie es Rebekka gewünscht hatte. Und das war anstrengend für uns alle. Nicht nur, dass sie zusammen durch das Land reisten, zu Verhandlungen mit den Nachbarn, oder zusammen hinausritten, um nach den Herden zu sehen, und

uns mit all der Arbeit allein ließen. Auch wenn sie zu Hause waren, fügte Rebekka sich nicht in die Rolle der Hausfrau so wie Katura, die neue Frau des alten Abraham.

Rebekka redete in allem mit. Und da Isaak das zwar duldete, aber selten mit ihr einer Meinung war, kam es oft zum Streit, und der war laut und schwierig für alle, die ihnen in den Weg kamen. Die Versöhnungen danach waren ebenso heftig wie die Auseinandersetzungen – und auch dann taten wir gut daran, den beiden aus dem Weg zu gehen.

»Schwesterchen, das ist das Leben!«, ruft Rebekka, während ich ihr die Haare flechte. »Dieses Land, dieser Mann – hier kann ich atmen!« Ich ziehe fester an ihren Haaren als nötig. »Hast du kein Heimweh?«, frage ich. Aber ich kenne die Antwort. Sie hat die Sachen von zu Hause nicht einmal ausgepackt. Sie hat alles neu. Selbst der Hausgott – wir haben ihn mitgenommen – liegt unbeachtet in einer Truhe. Rebekka lacht. »Ach, Schwesterchen«, sagt sie. »Wozu soll ich Heimweh haben? Hier ist mein Leben und es ist gut.«

Und dann war da die Sache mit dem Nachwuchs.

Erst wollte Rebekka warten (»Kinder machen alt«, sagte sie zu mir. »Und außerdem: Ich habe gar keine Zeit.«). Dann, als sie sah, wie Katura und ich Kinder bekamen und Glückwünsche und Segen, wollte sie auch welche (»Ich will sie Isaak schenken«) – aber sie kamen nicht. Und Rebekka saß bei mir und jammerte. Und ich dachte an Mutter, die einmal gesagt hatte, Rebekka bekäme alles geschenkt, ich aber nichts.

»Jetzt siehst du, wie es ist«, sage ich, »das, was du willst, einmal nicht zu bekommen.« Und ich füge hinzu: »Und der Gott, den du bittest, hört dich nicht.« »Gott!?« Rebekka vergisst,

mich zurechzuweisen. »Du hast recht, Schwesternchen! Ich habe Gott vergessen! Ich werde meinen Gott bitten und Isaak muss seinen Gott bitten – dann wird es gelingen.«

Zu dieser Zeit starb Abraham, Isaaks alter Vater. Und er war hundertfünfundsiebzig Jahre alt und starb, wie wir sagten, alt und lebenssatt.⁴ Isaak begrub ihn in der Höhle Machpela, in der auch Sara begraben liegt, Isaaks Mutter. Und Isaak wurde, was er längst war: der Herr und Herrscher von uns allen.

Von da an bekamen wir Schwierigkeiten mit Gott.

Isaaks Gott, der Gott, der Abraham nach Kanaan gerufen hatte, war anders als unser Hausgott und als alle, die wir kannten. Isaaks Gott war mit Blüten und Weihrauch nicht zufrieden.

Eines Abends, als Rebekka vor dem Altar ihres Hausgotts kniet, so wie jeden Abend, seitdem ich sie an ihn erinnert habe, höre ich sie reden. »Und dann sagt Isaak, du bist nicht nur unnütz. Du schadest mir. So leid es mir tut – wir müssen uns trennen.« Sie erhebt sich, sieht mich und befiehlt: »Wirf ihn weg.« Ungeduldig, wie sie ist, drückt sie ihn mir in den Arm. »Hier – raus mit ihm! Ich will ihn nicht mehr sehen!« Ich trage ihn hinaus und verberge ihn in meinem Lager.

Als ich zurück bin, kniet sie wieder am Altar. Doch jetzt ist er leer. »Du Gott Abrahams und Isaaks«, höre ich sie sagen, »hör mich. Gib mir Kinder, hörst du! Isaak sagt, du hast ihm welche versprochen. Nun – Herr: Dafür brauchst du mich!« Und ohne sich umzudrehen, befiehlt sie mich neben sich. »Na, los, Schwesternchen! Mach mit! Wir werden ihm ordentlich in den Ohren liegen. Bis er hilft!«

In dieser Zeit hatte ich eine Begegnung.

Eine Fremde kam an unseren Brunnen, eine sehr fremde. Uralt war sie, aber gerade. Das Haar war unbedeckt, auch das Gesicht, wenn man von den Farben absah, mit denen sie geschminkt war. Ich mag keine Fremden am Brunnen, aber Keturah, Abrahams Witwe, wusste, was sich gehört. Sie machte mir ein Zeichen, dass ich der Fremden Wasser geben soll, und sprach sie an. »Friede«, sagte sie. »Du hast einen weiten Weg hinter dir.«

Die Fremde sprach unsere Sprache. Sie lächelte ein Lächeln, das traurig war und ebenfalls einen weiten Weg hinter sich hatte. »Ich habe gehört: Abraham ist gestorben«, sagte sie. Keturah ließ sich neben ihr auf dem Brunnenrand nieder. »Es ist wahr«, sagte sie. »Und ich war seine Frau.« Die Fremde nickte. »Das war ich auch einmal«, sprach sie. »Erzähle mir von ihm.« Und sie sagte uns ihren Namen. Hagar. Die Ägypterin.



Hagar will nicht in unser Zelt. Sie bleibt draußen beim Brunnen. »Das Mädchen kann mir Brot und Wein bringen, wenn du willst«, hat sie zu Ketura gesagt. Und damit hat sie mich gemeint. Als ob ich noch ein Mädchen wäre! Oder je gewesen bin.

Ich gehe also später noch einmal hinaus zu ihr. Hagar sitzt am Brunnenrand. Sie sieht mir entgegen. »Du erinnerst mich an ein Mädchen, das ich kannte«, sagt sie. »Sie war aus Abrahams Haus. Sie war wie du, eine Katze. Samtpfoten und Krallen. Ja, sie war wie du.« Sie nannte mir den Namen, einen ägyptischen Namen. Und ich hob die Schultern. Nie gehört. Mägde hinterlassen keine Spuren. »Unsinn«, sagt Hagar. »Weißt du das nicht?«

Sie deutet auf den Brunnen. »Hier, gerade hier, an diesem Brunnen ...« Und sie erzählt, dass sie Gott begegnet ist. Dem Gott, von dem sie gedacht hatte, er sei nur Abrahams Gott. »El Roi«, sagt sie. »Gott ist ein Gott, der uns sieht, uns, die Mädchen, die Frauen, die Unfreien.« »El Roi?« Ich kann mir nichts dabei denken. Hagar nickt. »El Roi. Und weißt du: Die-
sen Namen, den hat Gott von mir.«



Rebekka bekam ihren Willen.

Sie wurde schwanger und natürlich nahm sie an, der neue Gott hätte ihr geholfen. Ich aber war enttäuscht von ihm. Ein Gott, der sich von Rebekka bereden lässt wie Isaak (wie alle), der kam mir nicht sehr göttlich vor.

Wie immer, wenn Rebekka ihren Willen bekam, hatten wir viel Arbeit und Mühe. Sie ließ uns spinnen und weben, färben und nähen, schnitzen und sägen und bauen. Sie selbst beteiligte sich kaum an den Arbeiten, sondern fiel mir zusätzlich zur Last. Sie trug schwer an ihrer Schwangerschaft, schwer im

wahrsten Sinn des Wortes. Ihr Leib wuchs und wuchs, und schließlich war es Keturah, Abrahams Witwe, die es zuerst sah: »Zwillinge«, sagte sie. »Rebekka erwartet Zwillinge.«

Zwillinge sind Segen und Fluch. Was von beidem, da waren sich die Weisen unter uns nicht einig. Im Fall von Rebekka verstand ich, warum. Für Rebekkas Gesundheit waren diese Zwillinge eine Gefahr, Trost aber waren sie für meine Seele. »Siehst du«, dachte ich immer, wenn sie am Morgen nicht aufstehen konnte, »siehst du endlich, wie es ist!?«

Einmal finde ich sie am Boden vor ihrem leeren Altar.

Sie regt sich nicht. Ich rufe nach Joram und gemeinsam heben wir sie auf ihr Lager. Ihr Atem ist kaum spürbar. Ich denke an Mutters letzten Tag, den Tag von Rebekkas Hochzeit. Aber dann keucht sie und schlägt die Augen auf und sieht sich wild um. »Schwesterchen«, murmelt sie fiebrig. Sie klammert sich an meine Hand. »Wasser, Schwesterchen. Rasch. Und bitte: Bleib bei mir!«

Rebekka erzählt eine wirre Geschichte. Sie handelt davon, dass Rebekka Isaaks Gott herausgefordert hat und dass Isaaks Gott darauf eingegangen ist. Gott ist ihr erschienen und hat ihr Rede und Antwort gestanden. Sie hat ihn wohl gefragt, was das mit den Zwillingen ist, Segen oder Fluch, und so, wie sie ihn verstanden hat, ist es beides: Sie wird zwei Söhne bekommen und die beiden werden Rivalen sein. Nur einer kann erben.

»Du hast geträumt«, sage ich. »Warum sollte Gott mit dir reden?« Rebekka fährt auf, wie es ihre Art ist. »Und warum nicht!?« Dann aber bricht sie in Tränen aus. »Schwesterchen, ach, Schwesterchen: Was soll denn jetzt werden?«

Rebekka bekam tatsächlich Zwillinge.

Und der Zweite hielt die Ferse des Ersten umklammert, als sie geboren wurden. Sie fielen mir beide in den Schoß. Denn ich war die, die Rebekka half. »Gib mir – gib mir ...«, keuchte Rebekka. Und dann, ganz deutlich: »den Zweiten.«

Ich tat, was sie sagte, und saß eine Weile bei ihr, sie den Zweiten im Arm, ich den Ersten. Und lange sah ich in sein kleines Gesicht, das dunkelrot war von der Anstrengung der Geburt. Er kam mir zornig vor, der Kleine, zornig, wild und entschlossen. Ich musste lächeln. Dann stand ich auf und trug ihn zu Isaak.

»Dein Erstgeborener«, sage ich. »Schau, was für ein kräftiger kleiner Mann!« Isaak beugt sich über das Kind und sieht vielleicht das Gleiche wie ich. Denn auch er muss lächeln. »Warum ist er so rot?«, fragt er besorgt. »Ist er gesund?« Ich nicke. »Sehr gesund, Herr.« Und Isaak sagt: »Dann soll er Esau heißen. Der Rote.«

Und so ging alles seinen Gang.

Esau, der Erste, war bis zum Bersten voller Lebenskraft. Ich war seine Amme. Und Isaak kam und sah nach ihm. Der Zweite – wir nannten ihn alle Jakob (Fersenthalter) – blieb bei Rebekka. Sie stillte ihn selbst.

Jakob war ein sanftes Kind. Ich hatte keine Schwierigkeiten mit ihm, wenn ich auf ihn aufpassen sollte. Er war wie meine Töchter. Esau dagegen, Esau war stark und wild und neugierig. Bevor er laufen konnte, lief er mir weg, schneller krabbelnd, als meine Mädchen rannten. Und zornig konnte er werden, zornig wie ein Wildbach in Zeiten der Flut.

Wenn Esau wütete und tobte, half nur eins: aushalten und abwarten. Denn ebenso rasch, wie er zornig wurde, beruhigte er sich wieder. Dann war er überschäumend herzlich. Küsste mich, lachte und sagte: »Amma, Amma: Esau lieb!«

Esaus Zorn richtete sich gegen alles und jeden und oft ging dabei etwas kaputt. Aber – seltsam: Niemals traf es Jakob. Es war, als hätte Jakob einen besonderen Schutz gegen Esau. Esau hob niemals die Hand gegen Jakob, ja, nicht einmal die Stimme.

»Sieh sie dir an«, sagt Rebekka. Wir beide sitzen und schauen den Kindern beim Spielen zu. Esau steckt mitten in einem Gerangel um einen ausgedienten Ziegenbalg, mit dem die Kinder fangen spielen. Jakob sitzt abseits. Er hat ein Stöckchen und malt in den Sand. »Ist Jakob nicht viel klüger?«

Aus dem Gerangel wird ernst, als einer der anderen Jungen Esau widersteht. Als Esaus Zorn den Siedepunkt erreicht, tappt auf einmal Jakob mitten zwischen die streitenden Kinder. Und der Ziegenbalg fällt ihm vor die Füße. Erstaunt hebt Jakob ihn auf.

Als Esau zu Jakob rennt, springt Rebekka auf. »Esau, wehe ...« Ich aber bleibe sitzen. Ich weiß, was geschehen wird. Esau bleibt stehen. Jakob drückt den Ziegenbalg an sich. »Gib her«, sagt Esau. »Nein«, sagt Jakob. Und Esau dreht sich um und geht weg.

»Gott sei Dank«, sagt Rebekka. »Wieso Gott?«, frage ich. »Das war Esau!« Rebekkas Blick wirdträumerisch. »Gott hat versprochen, Jakob zu schützen«, sagt sie. »Und sieh doch: Er tut es.« »Wann hat er das versprochen?«, frage ich. »Als er mit mir sprach«, sagt Rebekka. »Du weißt schon: Nur einer kann erben.«



Was Jakob später tat,

war unverschämt und ungerecht. Aber, natürlich: Isaak sah es nicht und Rebekka wollte es nicht sehen. Es war, als die Zwillinge ihr Reifest gefeiert hatten. Die Aufgaben hatten sie sich geteilt: Esau jagte und versorgte die Familie mit Wild. Jakob hüttete die Schafe und half seiner Mutter.

Ich sehe Jakob schon eine Weile zu. Er kocht, draußen bei den Schafen. Er kocht ein Mahl aus den Linsen, die wir am Morgen geerntet haben. Jakob kann gut kochen, alle sagen das. Es duftet, duftet lockend. Da kommt Esau heim. Er ist draußen gewesen, weit draußen, bei Fels und Baum. Und so wie er wiederkommt, sehe ich es von Weitem: Er hat nichts getroffen. Er hat nichts gegessen. Er hat nichts gefunden, nichts als vielleicht einen Schluck Wasser.

Ich stehe auf, um ihm Brot zu bringen. Aber Esau bleibt bei Jakob stehen. Natürlich: Auch er riecht die Linsen. »Gib mir«, sagt er zu Jakob. Seine Stimme ist rau von der Wildnis. »Mach schon, Bruder, gib mir!« Jakob hebt den Kopf. Und ich sehe sein Gesicht. »Gern«, sagt er. »Doch, Bruder: Was gibst du mir?« Esau hebt die Hände. »Siehst du nicht?« Und rot wird sein Gesicht. »Nichts. Ich habe nichts!«

Jakob steht auf und tritt nahe an Esau heran. Er lächelt. »Oh doch«, sagt er leise, »du hast etwas. Etwas sehr Wertvolles. Gib es mir!« »Esau!«, rufe ich. Ich will hinrennen, aber ich wage es nicht. Esaus Zorn ist allzu wild. Und dann hat Jakob es auch schon gesagt: »Gib mir, dass ich Erster bin.« Esau starrt ihn an. »Wie – Erster?« »Vaters erster Sohn«, sagt Jakob. Seine Augen sind wie Wasser, hell und sanft. Esau hebt die Schultern. »Wenn es dich glücklich macht.«

Und er greift nach dem Löffel und isst. Die Linsen sind rot wie sein Gesicht. »Wie ist das gut!« Er stöhnt vor Behagen.

Ich aber weiß, was es macht: Es macht Jakob zum Erben. Wie Rebekka sagte: Nur einer kann erben.

Ich versuchte, mit Esau zu reden.

Aber er hörte nicht auf mich. Wer hätte je auf mich gehört? Vielleicht Isaak, dachte ich manchmal. Vielleicht würde Isaak verstehen, was es mit diesen Linsen auf sich hatte. Aber ich fand nicht die richtigen Worte.

Und dann wurde Isaak krank. Es erinnerte mich an die letzten Tage meiner Mutter. So schwach wurde Isaak und außerdem fast blind. »Bitte«, fleht Rebekka vor ihrem leeren Altar, »bitte, lass ihn noch nicht sterben!«

»Das nützt nichts«, sage ich. »Bei Amma hat es auch nichts genutzt.« Rebekka sieht mich an. »Du wirst schon sehen«, sagt sie. »Und wenn nicht ...« Sie erhebt sich. Die Augen gerötet vom Weinen, die Wangen vor Aufregung: »Dann soll er wenigstens noch seinen Segen geben!«

Rebekka ging zu Isaak und mahnte ihn.

Und Isaak tat, was sie wollte. Jedenfalls schien es so. Es ist noch nicht Mittag, da höre ich ihn rufen. »Esau«, ruft er leise aus seinem Zelt, in dem wir ihn pflegen. »Esau, komm!« Ich sage es Esau: »Dein Vater ruft dich. Geh, rasch!« Und er geht. Er rennt. Und kurz darauf ist er zurück und packt seine Speere. »Was will er?«, frage ich. Und Esau, ruhig und blass: »Er will, dass ich ihm ein Wild jage. Er sagt, er will noch einmal gut essen. Und dann, sagt er, wird er mich segnen.«

»Was!« Rebekka kommt, heiß und wild. »Was hat es gegeben?« »Was du wolltest«, sage ich. »Der Herr hat Esau gesandt, um zu jagen, und dann will er ihn segnen.« »Esau!?«

Rebekka fährt auf. »Wieso Esau!?« Darauf antworte ich nicht. Sie kann doch von den Linsen nichts wissen, oder?

»Das machen wir anders!«, sagt Rebekka, rot im Gesicht wie sonst nur mein Esau. »Jakob«, ruft sie, »Jakob, rasch!« Und vor mir, vor meinen Ohren, von denen sie anscheinend glaubt, dass sie nichts hören, sagt sie zu Jakob, was zu tun ist: »Geh, hol zwei Zicklein aus deiner Herde. Schlachte sie. Ich bereite sie zu. Du bringst sie Isaak und er segnet dich.« Jakob steht nur da. Ich kann seine Augen nicht sehen. »Mach schon!«, fährt Rebekka ihn an. »Oder willst du wieder Zweiter sein?«

Und Jakob lief und tat, was Rebekka wollte.

Doch während Rebekka kochte, kam er zu mir. »Das geht doch niemals gut«, sagt er. »Vater ist blind. Aber nicht taub. Er ist krank, aber nicht dumm. Er wird hören und fühlen und wissen, dass ich nicht Esau bin.« »Dann lass es«, sage ich, und ich sage das nicht nur um Esaus willen, sondern auch für Jakob.

Ich sehe sein Gesicht. Augen wie Wasser. Wasser findet seinen Weg. Ich stehe auf. »Du kannst tun, was Rebekka will«, sage ich. »Oder du wirst jetzt ein Mann.« Jakob befühlt seine Hände und Arme. Weich und unbehaart, wie die meiner Mädchen. Er verstellt seine Stimme und spricht dunkel wie Esau: »Ich bin der Erste, nicht wahr?« Und er lächelt.

Ich wollte zu Isaak und ihn warnen.

Ich hätte es wirklich getan. Aber Rebekka ließ mich nicht. Sie verlangte, dass ich ihr half, den falschen Braten zu bereiten. Das heißt: Sie stand dabei, ich tat die Arbeit. So ist es immer gewesen.